

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Das Scheit
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



D

E. 9. 4.

ie Fenster des kleinen Salons waren mit Vorhängen dicht verschleiert; alles atmete einen zarten, wohlriechenden Duft aus. In einem großen Kamin flackerte ein mächtiges Feuer, während eine Lampe, die auf einer Ecke des Kaminumseitens stand, auf zwei sich unterhaltende Personen ihr weiches Licht goss, das durch einen mit altertümlichen Spangen besetzten Schirm gedämpft wurde.

Sie, die Frau des Hauses, war eine alte Dame mit weißen Haaren, aber eine von den anbetungswürdigen Alten, deren runzellose Haut so glatt wie ein feines Papier und mit Wohlgerüchen durchdränkt ist — denn die Dame badet sich seit langer Zeit in feinen Eßzenzen, welche bis aufs lebende Fleisch durchsickern —, eine Alte, deren Hand beim Kusse jenen leichten Wohlgeruch ausströmt, der einem in die Nase dringt, wie wenn man eine Schachtel voll Florentiner Kräspulver öffnet.

Er war ein Freund von lange her, der Junggeselle geblieben, ein Freund, der jede Woche einmal auf Besuch kam, ein Gefährte auf der Lebensreise, weiter nichts.

Seit ungefähr einer Minute hatten sie aufgehört zu plaudern, und beide schauten ins Feuer, indem sie über irgend etwas nachjammten, von jenem Schweigen umfangen, wie es solchen Leuten eigen ist, die nicht immer zu reden brauchen, um sich gemütlich beisammen zu fühlen.

Pööglich brach ein großes Scheit, ein flammender Wurzelstumpf, knisternd zusammen. Es stürzte über den Feuerbock in den Salon hinaus, rollte auf dem Teppich dahin, ringsum Funken ausprühlend.

Die alte Dame stieß einen leisen Schrei aus und erhob sich, wie um zu fliehen, während er mit seinen Stiefeln das mächtige Kohlenstück in den Kamin zurückwarf und mit der Sohle die ringsherum zersprengten Glühen wegsteuerte.

Als das Unheil abgewendet war, blieb ein starker Rauchgeruch zurück. Der Herr nahm wieder seiner Freundin gegenüber Platz, und indem er sie lächelnd betrachtete und dann auf das Scheit hinwies, das nun im Herd weiterbrannte, sagte er: „Deswegen habe ich mich nie verheiratet.“

Sie sah ihn ganz erstaunt an, mit jenem neugierigen Blick, der, wenn sie ein Geheimnis erfahren wollen, den Frauen eigen ist, die nicht mehr jung sind, und bei denen die Neugierde etwas Überlegtes, Kompliziertes, oft etwas Boshaftes an sich hat, und dann fragte sie ihn: „Wie denn?“

Er erwiderte: „D, das ist eine lange Geschichte, zudem eine recht traurige und häßliche Geschichte.

Meine alten Freunde haben sich oft über die Kälte verwundert, welche das Verhältnis zwischen mir und einem meiner besten Freunde, mit dem Vornamen Julian, annahm. Sie wollten es nicht begreifen, wie zwei innige Freunde, zwei unzertrennliche, wie wir es waren, einander auf einmal beinahe fremd werden konnten. Nun will ich Ihnen den geheimen Grund unserer Entfremdung erzählen:

Er und ich wohnten ehemals zusammen. Wir verließen einander nie, und das Band unserer Freundschaft schien unzerstörbar.

Das Scheit.

Von Guy de Maupassant.

Als ich eines Abends nach Hause zurückkehrte, kündigte er mir seine bevorstehende Vermählung an.

Es gab mir einen Stich ins Herz, wie wenn er mich bestohlen oder verraten hätte. Wenn ein Freund sich verheiratet, ist es gründlich aus mit der Freundschaft. Denn die eifersüchtige Liebe einer Frau, diese unheimliche, unruhigende und fleischliche Liebe, duldet die kräftige und freie Zuneigung, die auf dem Geist, dem Herzen und dem zwischen zwei Männern bestehenden Vertrauen beruht, nicht neben sich.

Wie tief gegründet auch die Liebe sein mag, welche den Mann mit dem Weibe verbindet, so bleiben sie sich doch im Geist und in der Seele fremd, verehrte Frau; sie führen Krieg miteinander, sie gehören verschiedenen Rassen an; so ergeben sich aus dem Verhältnis mit Naturnotwendigkeit immer Bändiger und Gebändigte, Herren und Sklaven — nie sehen sie einander als ebenbürtig an. Sie pressen sich die Hände, ihre von Liebesglut durchschauerten Hände; aber nie drücken sie sich dieselben in freier und unverbrüderlicher Aufrichtigkeit und mit jenem Drucke, der die Herzen zu öffnen und bloßzulegen scheint, in einem Egruß offener und männlicher Leidenschaft. Wer weise sein will, sollte, anstatt sich zu verheiraten, und, als Trost für seine alten Tage, Kinder zu zeugen, die ihn über kurz oder lang verlassen, eher einen treuen Freund zu gewinnen suchen und mit ihm in jener Geistesgemeinschaft alt werden, wie sie nur zwischen zwei Männern bestehen kann.

Also, mein Freund Julian verheiratete sich. Seine Frau war hübsch und sogar reizend, eine kleine, lebhafte, mollige Blonde mit gekräuselten Haaren, die ihn anzubeten schien.

Anfänglich ging ich nur selten zu ihnen, indem ich befürchtete, sie in ihren Zärtlichkeiten zu stören und fühlte, daß ich überflüssig war. Trotzdem luden sie mich immer wieder ein und schienen mich gern bei sich zu haben.

Allmählich ließ ich mich durch den stillen Zauber ihrer gemeinschaftlichen Lebensführung verleiten und speiste häufig bei ihnen, und oft, wenn ich nachts nach Hause zurückgekehrt war, saß ich den Gedanken, es meinem Freunde nachzumachen und eine Frau zu nehmen, da mir mein leeres Haus nachgerade recht öde vorkam.

Sie aber schienen sich zu lieben und verließen einander nie. Da schrieb mir Julian eines Abends, zum Diner zu ihnen zu kommen. Ich ging hin. „Mein Lieber“, sagte er zu mir, „ich muß nach Tisch notwendig noch einen Geschäftsausgang machen. Ich werde nicht vor 11 Uhr zurück sein, aber um diese Zeit werde ich bestimmt heimkommen. Nun habe ich darauf gerechnet, daß du Bertha Gesellschaft leistest.“

Die junge Frau lächelte und sagte nach einer Weile zu mir: „Lebendig habe ich die Idee gehabt, Sie einzuladen.“

Ich drückte ihr die Hand: „Sie sind sehr liebenswürdig.“ Und dabei fühlte ich in meinen Fingern einen langen und freundschaftlichen Druck nach, dem ich jedoch weiter keine Beachtung schenkte. Man setzte sich zu Tisch, und genau um 8 Uhr verließ uns Julian.

Sobald er weggegangen war, kam eine sonderbare Befangenheit plötzlich über seine Frau und mich. Wir waren noch nie allein zusammen gewesen, und obgleich unsere Vertraulichkeit mit jedem Tag größer wurde, verlegte uns das Selbstersein in eine neue Lage. Ich sprach zuerst von gleichgültigen Dingen, womit man gewöhnlich Verlegenspausen auszufüllen pflegt. Sie antwortete nichts. Mit gesenktem Kopfchen und irrendem Blick, den einen Fuß dem Feuer zugekehrt, wie in schweres Nachdenken versunken, saß sie auf der andern Seite des Kamins mir gerade gegenüber. Als ich mit meinem bedeutungslosen Gerede zu Rande war, schwieg ich. Es ist manchmal erstaunlich schwierig, Gedanken ausfindig zu machen und vorzubringen. Und dann fühlte ich das Ungewöhnliche, das in der Luft lag, das Unfassbare, ein unsagbares Etwas, die geheimnisvolle

Witschaft, die uns die verborgenen Absichten, welche eine andere Person uns gegenüber in gutem oder bösem Sinne hegt, unbewußt übermittelt.

Dieses peinliche Stillschweigen dauerte geraume Zeit. Hierauf sagt Berthe zu mir: „Bitte, legen Sie doch ein Scheit ins Feuer, mein Freund; Sie sehen, es ist am Erlöschend.“ Ich öffnete den Holzkasten, der am gleichen Orte stand, wie hier der Thrigie, nahm das größte Scheit und stellte es aufrecht auf die übrigen Klöße, die zu drei Vierteln verbrannt waren.

Wiederum wurde es still.

Nach Verlauf einiger Minuten lohte das Scheit derart auf, daß unsere Gesichter zu glühen anfingen. Die junge Frau erhob ihre Blicke, die mir jetzt festsam wirkten, wieder zu mir: „Nun wird es aber doch zu heiß hier“, sagte sie; „auf dem Sofa ist's angenehmer.“ Und wir setzten uns aufs Sofa.

Auf einmal fragte sie mich, indem sie mich fest ins Auge sah: „Was würden Sie thun, wenn Ihnen eine Frau sagte, sie liebe Sie?“

Ich antwortete ziemlich überrascht und verblüfft: „Auf Ehre, ich habe den Fall nicht vorgesehen und dann . . . das würde eben von der Frau abhängen . . . je nach dem.“

Hierauf begann sie zu lachen; es war ein trockenes, nervöses Lachen, ein hohles Lachen, das den Eindruck hinterläßt, als müßte es seine Gläser zerbrechen können. Dann meinte sie:

„Die Männer sind nie recht fühn, noch recht boshaft.“ Sie schwieg wieder; dann fuhr sie fort:

„Sind Sie auch schon verliebt gewesen, Herr Paul?“

Ich gestand, daß ich verliebt gewesen sei.

„Erzählen Sie.“

Ich erzählte ihr die erste beste von meinen Liebesgeschichten. Sie hörte aufmerksam zu, nicht ohne häufige Zeichen der Mizbilligung und der Gering schätzung. Und plötzlich brach sie aus: „Nein, Sie verstehen die Sache nicht. Wenn's eine Liebe sein soll, die etwas taugt, so muß sie uns, wie mir scheint, das Herz erschüttern, die Nerven spannen bis zum Platzen und das Gehirn durchglühen und verfängen; sie muß . . . wie soll ich mich ausdrücken — gefahrsvoll sein, schrecklich sogar, beinahe frevelhaft, verbrecherisch; etwas wie List und Verrat; es wird ihr zum Bedürfnis, heilige Schranken, Sitten und Gesetze, brüderliche und freund schaftliche Bände zu brechen; oder soll das Liebe sein, wenn dabei alles ruhig, geschäftlich, leicht, gefahrlos und geleglich verläuft?“

Ich wußte nicht was antworten, aber im Stillen that ich für mich den philosophischen Ausruf: „Da haben wir das Weibergehirn“.

Wie sie so sprach, nahm sie eine gleichgültig-scheinheilige Miene an, und indem sie sich auf die Kissen stützte, lehnte sie sich zu mir herüber, den Kopf auf meine Schulter legend; dabei wurde das Kleid etwas in die Höhe gezogen, so daß der rot-

seidene Strumpf sichtbar wurde, an dem der Feuerglanz von Zeit zu Zeit aufblackerte.

Nach einigen Minuten sagte sie: „Sie fürchten sich vor mir?“ Ich verwahrte mich dagegen. „Doch lehnte sie sich ganz auf meine Brust herab und sagte, ohne mich dabei anzusehen: „Und wenn ich Ihnen sage, ich liebe Sie, was würden Sie machen?“ Und bevor ich eine Antwort hätte finden können, hielt sie mit beiden Armen meinen Hals umschlungen, riß sie meinen Kopf an sich und fanden ihre Lippen die meinen.

„Meine liebe Freundin, ich versichere Sie, daß es mir keineswegs angenehm war. Wie! Ich sollte Julian hintergehen? Der Liebhaber dieser tollen, bösen und listigen kleinen werden, die ohne Zweifel über alle Maßen sinnlich war, und der ihr Mann bereits nicht mehr genügte. In einemfort räuschen und hintergehen, den Verliebten spielen, nur um den Reiz der verbotenen Frucht zu genießen, der Gefahr zu trozen und an der Freundschaft Verrat zu üben. Nein, das lockt mich durchaus nicht. Aber was sollte ich thun? Joseph bei Potiphar's Weib nachahmen? Die Rolle war mir zu dumm und überdies schwierig — bei all ihrer Falschheit war dieses Weib bethörend, verweg in ihrer Glut, gierig und bebend vor Liebe.“

Mag derjenige, der noch nie auf seinem Mund den tiefgehenden Kuss eines liebenden Weibes gefühlt hat, das bereit ist, sich hinzugeben, den ersten Stein auf mich werfen! . . . kurz, noch eine Minute . . . Sie begreifen, nicht wahr? Noch eine Minute, und . . . ich war . . . nein, sie war . . . entschuldigen Sie, er war's . . . oder vielmehr er wäre es gewesen, . . . wenn nicht plötzlich ein furchtbares Geräusch uns so erschreckt hätte, daß wir beide auseinander sprangen.

Das Scheit, meine Gnädige, das Scheit fuhr in den Salon hinaus, warf die Schaukel und den Feuerschirm um, wälzte sich wie ein Flammengesicht, stieckte den Teppich in Brand und kam endlich unter einem Polsterfessel zur Ruhe, der unfehlbar Feuer fangen mußte.

Ich stürzte wie besessen hinzu, und während ich den rettenden Feuerbrand mit dem Fuß ins Kamin zurückleuderte, gieng plötzlich die Thüre auf! Julian trat ein, in fröhlicher Laune. Jubelnd rief er aus: „Ich bin frei, Kinder! Ich habe das Geschäft zwei Stunden früher, als ich erwartete, erlebigen können.“

Ja, meine Freundin, ohne das Scheit wäre ich auf frischer That ertappt worden. Und nun sehen Sie, welche Folge ich dem Erlebnis gab.

Fortan wußte ich solche und ähnliche Lagen zu vermeiden. Nachgerade wurde ich gewahr, daß Julian mich fast aufnahm. Offenbar untergrub seine Frau unsere Freundschaft, und allmählich blieb ich ihm fern und wir besuchten einander nicht mehr.

Ich habe mich nicht verheiratet. Sie dürften sich kaum mehr darüber wundern.“

A. V.

Ich bin dein und du bist mein.*)

Liebes Herz, das sind die Tage,
— früher kommt' es ja nicht sein —
Da ich recht von Herzen sage:
Ich bin dein und du bist mein!

Haben uns ja ausgesprochen,
Weggewälzt den letzten Stein,
Und den letzten Bann gebrochen,
Ich bin dein und du bist mein!

Kann in deinem Auge es lesen
Auf der Stirne klar und rein:
Wie sind wir so eins gewesen,
Ich bin dein und du bist mein!

Von der Liebe wie bestüngelt
Ward dein Wort mir Pfand und Schein,
Und dein Kuß hat es besiegt:
Ich bin dein und du bist mein!

Eugen Sutermeister.

*) Wir entnehmen dieses und das folgende Stück der Sammlung: „Neue Lieder eines Taubstummen“ von Eugen Sutermeister. Neue Folge der Lieder eines Taubstummen. Im Selbstverlag des Verfassers. (Auslieferung für Deutschland bei H. G. Wallmann in Leipzig). — Klein 8°, Bern 1897.